

Divers, intersektional und/oder queer? Multiparadigmatische Perspektiven in der Organisationsforschung

Regine Bendl und Helga Eberherr

Institut für Gender und Diversität in Organisationen, Wirtschaftsuniversität Wien

Kurzfassung

Intersektionalität und queere Perspektiven finden immer mehr Eingang in die diversitätsorientierte Organisationsforschung. Beiden Ansätzen ist gemeinsam, dass sie ermöglichen, die (Re-)Produktionsprozesse der unterschiedlichen Diversitätskategorien verschränkt zu beleuchten und zu analysieren. Forschungspraktisch findet die Zusammenführung der beiden Ansätze aktuell in der Organisationsforschung nur sehr rudimentär statt. Ziel des vorliegenden Beitrags ist es, das Potential der Verschränkung von Intersektionalität mit queeren Perspektiven für die organisationale Diversitätsforschung zu reflektieren, indem zunächst getrennt deren jeweilige historische Entwicklung, Relevanz, Potentiale und Limitationen aufgezeigt und danach Herausforderungen und Zukunftsperspektiven, basierend auf einer Verbindung der beiden Ansätze, präsentiert werden.

Keywords: Intersektionalität; Heteronormativität; Dekonstruktion; Inklusion und Exklusion; Organisation

1 Einleitung

In der Organisations- und Managementforschung fand in den letzten Jahrzehnten eine inhaltliche Ausdifferenzierung entlang der unterschiedlichsten Identitätskategorien statt. Während Forschungsfragen zur Gleichbehandlung, Gleichstellung und Chancengleichheit von Frauen in Organisationen in den 1980er und 1990er Jahren den Anfang machten (z.B. Calás/Smircich 1992; Calás/Smircich 1999), erweiterten Fragen mit Blick auf Diversitätsmanagement und im Besonderen auf Alter (z.B. Eberherr/Fleischmann/Hofmann 2011; Hanappi-Egger/Schnedlitz 2009), sexuelle Orientierung (z.B. Creed/Scully 2000; Frohn 2007; Köllen 2010;

Miles 2008), Behinderung (z.B. Bruyère/Erickson/VanLooy 2004; Gouvier/Sytsma-Jordan/Mayville 2003), Religion (z.B. King/Holmes 2012; Schaeffer/Mattis 2012) und Ethnizität (z.B. Nkomo 1992; Cianni/Romberger 1997) den Objektbereich der Organisations- und Managementforschung. Im Rahmen der organisationalen Diversitätsforschung, welche zu Beginn diese unterschiedlichen Diversitätskategorien getrennt behandelte, zeigte sich immer mehr, dass nur die Erforschung des Zusammenspiels der unterschiedlichen Diversitätskategorien im jeweiligen Kontext detaillierte Informationen über deren relevante Bewertungen sowie Inklusions- und Exklusionsprozesse zur (Re-)Produktion von Mainstream und des/der Anderen hervorbringt. Auf Basis des Ansatzes von Intersektionalität, welcher diese unterschiedlichen Diversitätskategorien verschränkt in den Mittelpunkt stellt, zeigten immer mehr Forschungsbeiträge aus dem europäischen sowie dem US-amerikanischen Raum die Verschränktheit von Geschlecht und Ethnie (z.B. Calás/Smircich/Tienari/Ellehave 2010; Essers/Tedman 2014). Etwa zur gleichen Zeit flossen queere Perspektiven in das organisationale Forschungsfeld ein, und eröffneten die Möglichkeit das Zusammenspiel von anatomischem und sozialem Geschlecht sowie sexuellem Begehren in organisationalen Kontexten zu untersuchen (z.B. Rumens 2012; Rumens 2013; Hofmann 2014). Beide Ansätze wurden aber bisher in der organisationalen Diversitätsforschung eher als getrennte Konzepte behandelt, und eine Zusammenführung dieser beiden Perspektiven – besonders für die empirische Organisationsforschung – steht noch aus.

Ziel des vorliegenden Beitrags ist es daher, das Potential der Verschränkung von Intersektionalität mit queeren Perspektiven für die organisationale Diversitätsforschung zu reflektieren. Dazu werden zuerst der historische Entstehungskontext und die Geschichte des jeweiligen Ansatzes beschrieben. Danach werden die zentralen Fragestellungen und Forschungsfokusse der beiden Konzepte beleuchtet. Eine getrennte Reflexion der Relevanzen der beiden Konzepte für die Organisationsforschung macht deren Potentiale, Stärken/Schwächen und Limitationen in der forschungspraktischen Anwendung sichtbar. Abschließende Argumente in Bezug auf Herausforderungen und Zukunftsperspektiven, die sich für organisationale Diversitätsforschung aufgrund der Zusammenführung von Intersektionalität und queeren Ansätzen ergeben, beenden diesen Beitrag.

2 Intersektionalität

2.1 Geschichte und historischer Kontext

Intersektionalität, zu verstehen als theoretisches Konzept und als Analyseperspektive, entwickelt sich in den letzten Jahren in der Geschlechter- und Organisations-

forschung¹ sowie in der Diversitätsforschung² zu einem dynamischen und bedeutenden Forschungsfeld. Zum gegenwärtigen Stand der Forschung zeichnen sich intersektionale Zugänge gerade durch ihre konzeptionelle Offenheit und Heterogenität aus. Gegenstand wissenschaftlicher Aushandlungs- und Diskussionsprozesse ist derzeit die Frage, inwieweit von einem neuen Paradigma der Geschlechterforschung gesprochen werden kann (vgl. Bührmann 2009; Klinger/Knapp 2007). In dieser theoretisch-konzeptionellen Offenheit, gerade auch aus interdisziplinärer Perspektive, dürfte nicht zuletzt eine Erklärung für die zunehmende Rezeption von Intersektionalität in der Organisations- und Geschlechterforschung zu finden sein, da die Anschlussfähigkeit an unterschiedliche Theorietraditionen dadurch erhöht wird (vgl. Davis 2008).

Historisch verorten Gender-Forscher_innen den Anstoß zu Debatten um intersektionale Verschränkungen einzelner sozialer Kategorien in den 1980er Jahren in den USA, ausgehend von Interventionen des „Black Feminism“ (vgl. Combahee 1981) und dessen Kritik an der hegemonialen Ausrichtung des Feminismus an westlichen, „weißen Mittelschichtsfrauen“ (siehe auch Hill Collins 1993). Diese Kritik führte insbesondere im US-amerikanischen Kontext zu der Forderung nach einer Differenzierung hinsichtlich unterschiedlicher Positionierungen und Heterogenitäten von Frauen sowie einer Weiterentwicklung und Reflexion feministischer Theoriebildung entlang von „race“ und Klasse. „Grundlegend war dabei die Einsicht, dass Frauen nicht nur qua Geschlecht unterdrückt werden, sondern auch als rassistisch markierte Andere sowie aufgrund ihrer Klassenzugehörigkeit“ (Winker/Degele 2009, 12). Ende der 1980er Jahre wurde für diese Bestrebungen, verschiedene soziale Kategorien³ in ihrer Verwobenheit zu denken, von der amerikanischen Juristin Kimberlé Crenshaw (1989) der Begriff ‚Intersectionality‘ geprägt. Mit ihren Wurzeln in feministischer Theorie und Praxis verfolgen intersektionale Forschungsperspektiven einen stärker macht- und herrschaftskritischen Anspruch als beispielsweise Diversitätsmanagement. Der Diversitäts-Ansatz ist mehr mit Inklusion, Anerkennung und Wertschätzung von Vielfalt verknüpft und weniger mit Konzepten der Ungleichheitsforschung. Als ein weiterer Unterschied zur Diversitätsforschung wird der Begriff Klassenzuge-

1 Beispielsweise Brah/Phoenix 2004; Hill Collins 1999; Klinger/Knapp/Sauer 2007; Knapp 2005; Phoenix/Pattynama 2006; Verloo 2006; Yuval-Davis 2006; Acker 2012; Holvino 2010; Walby 2007.

2 Beispielsweise Styhre/Eriksson-Zetterquist 2008; Zanoni 2011; Bendl/Eberherr/Schmidt 2013; Konrad/Prasad/Pringle 2006; Zanoni/Janssens/Benschop/Nkomo 2010.

3 Es sei festgehalten, dass wir in diesem Beitrag die Begriffe Diversitätskategorie, soziale Kategorie und Identitätskategorie, also z.B. Geschlecht, Alter, Ethnie, sexuelle Orientierung, synonym verwenden.

hörigkeit als zentral in intersektionaler Forschungs- und Theorietradition konzeptualisiert. In der europäischen Diversitätsforschung ist dies auch der Wirksamkeit des abgesteckten Referenzrahmens zur Bestimmung relevanter sozialer Kategorien⁴ durch die europäische Antidiskriminierungsgesetzgebung⁵ geschuldet. Bedingt durch die historische Verortung hat sich die US-amerikanische Intersektionalitätsforschung verstärkt um die Themenbereiche Antidiskriminierung und Identität ausdifferenziert. Die europäische Diskussion wiederum kreist stärker um Fragen der Überwindung binärer Oppositionen sowie um mehrdimensionale Wirkungen sozialer Kategorien.

2.2 *Zentrale Fragestellungen und Forschungsfokus des Konzepts*

Von einem einheitlichen, konsistenten Theoriegebäude, welches das Forschungsprogramm der Intersektionalität rahmt, kann derzeit nicht gesprochen werden. Intersektionale Perspektiven sind vielmehr durch eine gewisse Unbestimmtheit gekennzeichnet, die sich auch in der Anschlussfähigkeit sowohl für konstruktivistische, dekonstruktivistische als auch für strukturorientierte erkenntnistheoretische Paradigmen zeigt. Grundsätzlich zeichnen sich intersektionale Perspektiven dadurch aus, dass sowohl Unterschiede innerhalb einer sozialen Kategorie als auch Verschränkungen von zwei oder mehreren sozialen Kategorien im Fokus des Forschungsinteresses stehen können. Zusätzliche Komplexität erfahren intersektionale Zugänge durch ein Verständnis kontextueller Bedingtheit, d.h. die Relevanz und Wirkungsweisen verschiedener sozialer Kategorien sind jeweils entlang ihrer kontextspezifischen Bedeutung zu differenzieren und zu bestimmen (vgl. Eberherr 2014).

Mit Blick auf den derzeitigen Stand der Intersektionalitätsforschung zeigt sich, dass den einzelnen sozialen Kategorien unterschiedliche Bedeutung zur Produktion und Reproduktion ungleicher gesellschaftlicher Machtverhältnisse beigemessen wird. Besondere Relevanz zur Erklärung gesellschaftlicher und organisationaler ungleicher Ressourcen- und Machtverteilungen wird (vgl. u.a. Anthias 2001; Klinger/Knapp 2007) den Kategorien Geschlecht, Ethnizität und Klasse eingeräumt. Aufgrund ihrer Einschreibungen und Wirkmächtigkeiten in Gesellschaften werden sie als Strukturkategorien bezeichnet. So argumentieren – bezogen auf die Kategorie Geschlecht – Winker und Degele (2009), dass sich

4 In der kritischen Governanceforschung wird dieses Fehlen der Kategorie Klasse der neoliberalen Ausrichtung europäischer Politikgestaltung zugeschrieben (siehe weiterführend Sauer 2007).

5 Die im europäischen Raum rechtlich in der EU-Antidiskriminierungsrichtlinie geregelten sozialen Kategorien sind in alphabetischer Ordnung: Alter, Behinderung, Ethnizität, Geschlecht, Religion/Weltanschauung und sexuelle Orientierung.

geschlechtsspezifische Ordnungen als Ursache sozialer Ungleichheiten nicht auf andere Ursachen reduzieren ließe. Wie Intersektionalität als Begriff, theoretisches Konzept oder als Forschungsperspektive verstanden werden kann, wird in zahlreichen Definitionen mit unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen eingegrenzt. Wir definieren Intersektionalität als Forschungsperspektive, die darauf abzielt zu untersuchen, wie vorherrschende Klassifikations- und Kategorisierungssysteme wie Klasse, Geschlecht, Sexualität und Ethnizität co-existieren, sich verschränken und sich wechselseitig bedingen. Neben der Perspektive auf Wechselwirkungen und Verschränkungen sozialer Kategorien zueinander, also im Sinne multipler Differenzsetzungen, sind ebenso Heterogenitäten innerhalb einer sozialen Kategorie Teil intersektionaler Forschungsperspektiven. Die Bestimmung sozialer Kategorien – in deren variablen und kontextabhängigen hierarchischen Einbettungen und Bewertungen über organisationale Praktiken, Prozesse und Strukturen – ist Teil eines intersektionalen Analyseverständnisses. Unter Bezugnahme auf poststrukturalistische Denktraditionen wird die Zuordnung zu einer sozialen Kategorie als dynamisch und unabgeschlossen verstanden. Subjekte nehmen, entsprechend jeweiliger sozialer und organisationaler Rollen und Erwartungsvorstellungen, unterschiedliche Subjektpositionen ein, indem sie sich auf verfügbare Positionierungsangebote beziehen. Zusätzlich zur eigenen aktiven Einordnung in eine Gruppe werden Subjekte jedoch ebenso beschreibbar und zuordenbar. Geschlechtsspezifische, altersspezifische oder ethnische Zugehörigkeiten werden in unterschiedlichen flexiblen kontextspezifischen Verschränkungen wirksam, wobei organisationale rollenspezifische Positionierungsangebote durchaus auch im Widerspruch zueinander stehen können.

2.3 Relevanzen für die Organisationsforschung

Als ein zentrales Forschungsprogramm ist gegenwärtig die Frage nach dem Umgang mit kategorialer Komplexität sowie Fragen zur Bestimmung der Bedeutung einzelner sozialer Kategorien zur Produktion und Reproduktion sozialer und organisationaler Ungleichheitsverhältnisse zu nennen. Das heißt, sich mit der Frage zu beschäftigen, welche Kategorien wann und warum als relevant und wirkmächtig angenommen bzw. als relevant vorausgesetzt werden. Trotz der Zunahme von Untersuchungen, die sich der theoretischen, analytischen und methodologischen Bestimmung intersektionaler Verschränkungen sozialer Kategorien widmen, sind diese Fragen erst ansatzweise geklärt. Wie bereits angesprochen, werden soziale Kategorien prozessual gedacht und benennen daher per se keine Eigenschaften oder Merkmale von Personen. Soziale Kategorisierungen werden als Zuschreibungspraxis verstanden, die hierarchisierende Ordnungen und Werte-

systeme herstellen und fortschreiben (vgl. Bendl/Eberherr/Schmidt 2014). Als zentrale Unterscheidungsebenen zur Bestimmung sozialer Kategorien ist neben deren struktureller Relevanz für Ungleichheitsprozesse und machtbasierter Strukturen die Dimension von Sichtbarkeit und Körperbezogenheit hervorzuheben, denn sichtbare und körperbezogene soziale Kategorien unterscheiden sich in ihrer Wirkung grundsätzlich von solchen nicht-sichtbarer und nicht-körperbezogener Natur. Kulturosoziologische Befunde zur gegenwärtigen postmodernen Arbeitswelt untermauern die Bedeutung von Lebensstilen, Biographie und Persönlichkeitsmerkmalen (vgl. Neckel 2000). Askriptive Merkmale der Person wie Aussehen, Geschlecht und Alter bekommen „eine gesteigerte Bedeutung, weil sie aufgrund ihrer Sichtbarkeit und Evidenz wie nichts anderes für die Zeichenproduktion geeignet sind“ (Neckel 2000, 43). Sichtbarkeit wird besonderes wirkmächtig hinsichtlich der Aktualisierung gesellschaftlich verankerter Bewertungsmuster und Zuschreibungen. Klasse unterscheidet sich grundsätzlich vom „Sichtbarkeitsdiktat“, da Klasse nicht (mehr) sichtbar und auch kein askriptives Merkmal (mehr) darstellen dürfte. Darüber hinaus läuft die Kategorie Klasse grundsätzlich meritokratischen Glaubenssätzen und Leitideologien zuwider.

Dem Anspruch kritisch-dekonstruktivistischer Geschlechterforschung, Dualismen aufzubrechen sowie Re-Essentialisierungen zu vermeiden, wird versucht in der Intersektionalitätsforschung dahingehend gerecht zu werden, indem kategoriale Zuordnungen als temporär bzw. nicht statisch gedacht werden. Dadurch soll vermieden werden, Subjektpositionen und Gruppenzugehörigkeiten zu essentialisieren bzw. in unzulässiger Weise kategoriale Homogenität festzuschreiben. Basierend auf dekonstruktivistischen Theorien ist das Bestreben, einer vereinfachenden Zu- und Einordnung entlang sozialer Kategorien zugunsten multipler, temporärer und dynamischer sozialer Relationen und Subjektpositionen zu entgegen (vgl. Eberherr 2014).

Für die Intersektionalitätsforschung lässt sich daher als bedeutsame Herausforderung die konzeptionell und empirisch zu verfeinernde Bestimmung der Relevanz sozialer Kategorien nennen. Dies ist gekoppelt mit dem Bestreben, dynamischen und kontextabhängigen multikategorialen Wirkungsweisen gerecht zu werden und gleichzeitig statische Fixierungen von Gruppenzugehörigkeiten zu vermeiden. Dem Anspruch gerecht zu werden, keine neuerlichen Fixierungen sozialer Positionen zu reproduzieren, kann heißen, soziale Kategorien als forschungsstrategisch notwendig zu begreifen, diese jedoch nicht ex ante als relevant und bedeutsam festzuschreiben. Dieser Anspruch kann in Anlehnung an Spivak (1996) als „strategischer Essentialismus“ bezeichnet werden. Dieser Begriff wurde im Kontext postkolonialer Theorien entwickelt. Spivak (ebd.) betont damit die Notwendigkeit, im Rahmen von Identitätspolitik Gruppenzugehörigkeiten auf-

rechtzuerhalten, ohne Essenzialisierungen vorauszusetzen; wenn auch nur aus strategischen Gründen und temporär. In Anlehnung daran kann Intersektionalität als Interdependenz gedacht werden, die soziale Kategorien als in multiple Ungleichheitsverhältnisse verhaftet begreift und situative kontextuelle Relevanzsetzungen als strategischen Kategorialismus untersucht, um bestimmende duale Einordnungslogiken aufzubrechen, Normierungen und Ungleichheitsverhältnisse sichtbar und somit veränderbar zu machen.

Ein weiteres Strukturprinzip, welches die gesellschaftliche Organisation der Geschlechterverhältnisse kennzeichnet, ist jenes der Heteronormativität. In den neueren queer-theoretischen Entwicklungen wird die Bedeutung der sozialen Kategorie sexuelle Orientierung ins Zentrum der Analyse gesellschaftlicher Herrschaftsverhältnisse gerückt und darin gesellschaftliche Verhältnisse als fundamental heteronormativ bestimmt sowie deren Verwobenheit mit Rassismen oder Klassismen betrachtet. Im nächsten Abschnitt widmen wir uns daher zentralen Entwicklungslinien queerer Perspektiven.

3 Queere Perspektiven

3.1 *Geschichte und historischer Kontext*

Gemäß dem New Oxford Thesaurus in English (2000) wird das Adjektiv ‚queer‘ mit den Wörtern ‚odd, suspicious und homosexual‘, das Hauptwort ‚queer‘ mit ‚homosexual‘ und das Verb ‚to queer‘ mit ‚to spoil‘ umschrieben. All diese Bedeutungen beziehen sich nicht nur auf Unkonventionalität, Irregularität, Untypisches und Homosexualität, z.B. ‚strange, deviant, different, out of the ordinary, doubtful, gay, lesbian, swinging the other way, be detrimental, to damage‘ (vgl. New Oxford Thesaurus in English 2000, 772f.), sondern verweisen auch auf den Entstehungskontext von queer-politischen Bewegungen und queeren Theorieansätzen. Erstmals wurde der Begriff von Teresa de Lauretis im Jahre 1990 auf einer Konferenz verwendet (vgl. de Lauretis 1991), dessen Offenheit und Nicht-Definition Programm ist, damit dieser von möglichst vielen Akteur_innen angeeignet und mit kontextbezogenen Inhalten gefüllt werden kann. Diese Offenheit ergibt sich aus dem, was im weitesten Sinne von queeren Perspektiven angestrebt wird, nämlich dem Darlegen von Vielfalt durch das Aufbrechen von binären Ordnungen, welche Dualität und Hierarchie (immer wieder) herstellen.

Sowohl für den politischen Aktivismus als auch für die theorie-orientierten Konzeptionen von Queer liegen die Entstehungsbedingungen in den USA der späten 1980er Jahre: Einerseits sahen sich Lesben und Schwule aufgrund separatistischer Politiken mit homogenisierten Darstellungen von homosexuellen Le-

bensformen nicht mehr in der Schwulen-, Lesben- und Frauenbewegung vertreten. Andererseits zeitigte das Auftreten von HIV-AIDS soziale Folgen, indem besonders zu Beginn der Epidemie massiv homophobe Vorurteile geschürt wurden, sowie postuliert wurde, dass Schwule, Schwarze, Prostituierte und Junkies an ihrer Erkrankung aufgrund ihrer riskanten Lebensweise selbst schuld seien (vgl. Valdes 1995; Woltersdorff 2003). „Vor dem Hintergrund der verschiedenen Krisen und Konflikte entwickelte sich eine aggressive Politik der Wut. *Queer politics* versuchten, randständigen Positionen bzw. Identitäten ins Zentrum der Politik zu rücken. Queer entstand also als eine neue Form der Bündnispolitik von sehr unterschiedlichen gesellschaftlichen Außenseiterinnen und Außenseitern, die deshalb auch als „Regenbogenkoalition“ bezeichnet und symbolisiert wurde. Die Bezeichnung „queer“ wurde gewählt, weil dieses Schimpfwort im Englischen ziemlich unbestimmt alle diejenigen meint, die nicht in die Wertvorstellungen der *moral majority* passen“ (Woltersdorff 2003, 915), welche mehrheitlich von weißen Personen aus der Ober- und Mittelschicht repräsentiert wurde.

Auf theoretisch-konzeptioneller Ebene bereitete zunächst der Poststrukturalismus queeren Denkansätzen den Weg: Einerseits eröffnet Judith Butler (1990) neue Denkräume mit dem Bezug auf die diskursive (Re-)Produktion von Erscheinungsformen anatomischer Geschlechter, sozialer Geschlechterrollen und sexuellem Begehren, welche immer wechselseitig aufeinander bezogen sind. Mit ihrem performativen Zugang zu Geschlecht („The view that gender is performative sought to show that what we take to be an internal essence of gender is manufactured through a sustained set of acts, posited through the gendered stylization of the body“ [Butler 1999, xv]) und der Beschreibung der heterosexuellen Matrix („(...) under conditions of normative heterosexuality, policing gender is sometimes used as a way of securing heterosexuality“ [Butler 1999, xii]) ermöglicht sie diskursive Veränderungen zu denken, welche die hierarchischen Ordnungen von anatomischer und sozialer Zweigeschlechtlichkeit und heterosexuellem Begehren sichtbar machen, in Frage stellen und Verschiebungen denk- und daher auch machbar werden lassen („The possibility of transformation, lies in exposing the arbitrary relationship between constitutive acts; in the subversive and exaggerated repetition of such acts, and in the possibility of engaging in a different sort of repetition and recitation“ [Tyler/Cohen 2008, 117]). Mit anderen Worten die *heterosexuelle Matrix*, welche als Dreigestirn durch die Annahme der Verwobenheit von anatomischer und sozialer Zweigeschlechtlichkeit (Mann und Frau) sowie heterosexuellem Begehren diskursiv eingerichtet wird, wird als unmarierte, mainstream-generierende und repressive Norm entlarvt.

Andererseits macht Eve Kosofsky Sedgwick (1990) deutlich, dass die in der Sprache inhärent konstruierte Binarität von Begriffspaaren (also z.B. die Dualität

und Hierarchie von Mann/Frau, männlich/weiblich, privat/öffentlich, Teil/Ganzes, innen/außen, gesund/krank und im Besonderen von Homosexualität/Heterosexualität) nicht hilfreich ist, um Vielfalt zu beschreiben. Sie geht davon aus, dass die Begriffe homosexuell/heterosexuell etc. lediglich einen Unterschied darstellen, der abhängig von Person und Kontext unterschiedlich bewertet werden kann, und diese in ihrer Binarität auch sehr begrenzend wirken. In diesem Sinne zielt Sedgwick (ebd.) folgend Queer nicht nur darauf ab, die Grenzen der Binarität von Homosexualität und Heterosexualität und deren Entstehungsweisen aufzuzeigen (minoritizing und universalising view), sondern "(...) in the very broad terms (...) [queer represents, R.B. und H.E.] an approach which seems to be centrally concerned to politicize the terms upon which knowing is almost conceptualized. Its key move is to question the existence of the boundary, not simply to demonize that which lies on the one side and to celebrate that which lies on the other. Queer eschews simple finger pointing, it avoids resting on the simplicities that separate the innocent from the guilty, the victim from the oppressor, or real experience from mere abstraction. To put it in another way, there are no political or authorial positions that are not also complicit in that which they condemn" (Parker 2002, 156).

Mit der Integration von postkolonialen Denkansätzen in die queeren Denkräume entstehen noch umfassendere Perspektiven (siehe z.B. Duggan 2003; Binnie 2010; Hacker 2012; Perkins 2014), welche die (unmarkierte) Dominanz von Heteronormativität beleuchten und aufbrechen, wobei Heteronormativität als fundamentales gesellschaftliches Strukturierungsprinzip verstanden wird, welches die gesellschaftliche Organisation der Geschlechterverhältnisse auf dem bereits genannten Dreigestirn von anatomischer und sozialer Zweigeschlechtlichkeit sowie heterosexuellem Begehren bestimmt. Mitzudenken ist immer auch der Kontext, in dem Sexualität/en, Geschlecht/er und sexuelles Begehren diskursiv erzeugt und reproduziert werden. Insofern spielen postkoloniale Perspektiven im Sinne der Sichtbarmachung der „hierarchischen Gegenüberstellung von Zentrum und Peripherie als Teil eines kolonialen Erbens“ (Hacker 2012, 13) eine wesentliche Rolle bei der queeren Analyse von Identitätsprozessen. Welche Fragenstellungen und Forschungsfragen queere Sichtweisen aufwerfen, zeigen wir im folgenden Kapitel.

3.2 Zentrale Fragestellungen und Forschungsfokus des Konzepts

Queer bezeichnet in erster Linie eine „radikal dekonstruktive Haltung“ gegenüber Sexualität/en, Geschlecht/ern und Begehren“ (Hacker 2012, 9). Ein einheitliches Theoriegebäude liegt nicht vor, sondern die Literatur spricht mittlerweile von

queeren Ansätzen (vgl. Jagose 1997). Queere Betrachtungsweisen legen erstens offen, dass gesellschaftliche Machtverhältnisse auch wesentlich entlang sexueller Kategorisierungen verlaufen (vgl. Hacker 2012, 9), indem sie den heteronormativen Mainstream, also das immer wieder reproduzierte Zusammenspiel in Bezug auf Zweigeschlechtlichkeit (Frau/Mann, weiblich/männlich) von anatomischem und sozialem Geschlecht sowie gegengeschlechtlichem Begehren zwischen den beiden Geschlechtern (Frau/Mann) hinterfragen. Damit zielen sie zweitens darauf ab, auf Basis dieser Heteronormativität abgewerteten und/oder ausgeschlossenen Erscheinungsformen von anatomischen Geschlechtskörpern (sex), sozialen Geschlechterrollen (gender) und erotischen Begehrensformen wieder einen gleichberechtigten Platz in den unterschiedlichen Gesellschaftssystemen zu geben. Dabei handelt es sich um Gesellschaftssysteme wie Wirtschaft, Recht, Wissenschaft, Politik, Religion, Erziehung (vgl. Luhmann 1997), die Autor_innen aus queeren Perspektiven untersuchen (siehe u.a. Jacqui 2005; Bendl/Hofmann 2014; Cruz-Malave/Manalansan 2002; Engel 2005; Kulpa/Mizielińska 2011; Mc Worther 2012; Parker 2002; Mesquita/Wiedlack/Lasthofer 2013; Perkins 2014; Valdes 1995).

Die Gesellschaftssysteme, die dekonstruiert werden, oder genauer gesagt der Kontext, der dekonstruiert wird und in dem dekonstruiert wird, bestimmen den Forschungsfokus von queeren Betrachtungen. Unabhängig vom Forschungsfeld handelt es sich bei queeren Analysen also zumeist um das Aufdecken von Heteronormativität, das Aufzeigen von damit einhergehenden diskursiv re/produzierten Normen und diskursiv re/produzierten Abweichungen von der Norm wie auch das Verschieben der Normsetzungen und damit der Eröffnung von neuen (Denk-) Räumen (‘third space’). Dabei geht es darum aufzuzeigen, (1) dass es keine allgemeingültigen (‘fixed’) Geschlechteridentitäten, sexuelle Identitäten und sexuelle Orientierungen gibt; (2) dass geschlechtliche Identitäten (Frau/Mann, männlich/weiblich), sexuelle Identitäten und sexuelle Orientierungen gemäß kultureller Normen re/produziert werden und nicht naturgegeben sind; (3) dass stigmatisierte Personen (z.B. Transgender, Schwule, Lesben oder nicht der heterosexuellen Norm entsprechenden Personen) unter bestimmten Umständen heteronormative Ideale in ihre Identitäten assimilieren (‘homonormativity’, Duggan 2003). Mittels dekonstruktiver und diskursanalytischer Verfahren werden also in Bezug auf die unterschiedlichsten Gesellschaftssysteme Prozesse erforscht, die Ein- und Ausschlüsse bzw. gesellschaftliche heteronormative Ordnungen re/produzieren. Auf wissenschaftlicher Ebene bezog sich der queere Diskurs zunächst auf den gesellschaftlichen Ausschluss von Lesben und Schwulen und wird mittlerweile um andere Geschlechteridentitäten und sexuelle Identitäten erweitert (Transgender, Bi, Queer, Intersex, Asexual etc. [siehe z.B. Schilt/Westbrok 2009]).

Diversität, Diversifizierung und (Ent)Solidarisierung
Eine Standortbestimmung der Diversitätsforschung im
deutschen Sprachraum

Hanappi-Egger, E.; Bendl, R. (Hrsg.)

2015, XVIII, 299 S. 5 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-658-08605-3